

GILLY MACMILLAN
Die Bibliothek

Buch

Für Anya geht ein Traum in Erfüllung: Sie erhält das verlockende Angebot, uralte und streng geheime Manuskripte an der renommierten University of St Andrews in Schottland zu entschlüsseln. Doch kaum angekommen, spürt sie, dass hinter den vergilbten Seiten mehr lauert als vergessene Worte. Die Schriften bergen Geheimnisse, die mächtige Gegnerinnen um jeden Preis im Dunkeln halten wollen. Schon bald gerät Anya in ein gefährliches Netz aus Intrigen, Macht und Verrat. Aber auch sie selbst hütet ein Geheimnis aus ihrer Vergangenheit ...

Autorin

Gilly Macmillan wuchs in Swindon, Wiltshire, auf und lebte in ihrer Jugend einige Jahre im Norden Kaliforniens. Sie arbeitete beim *Burlington Magazine*, für die Hayward Gallery und als Dozentin für Fotografie. Heute widmet sie sich ganz dem Schreiben. Gilly Macmillans Romane sind allesamt Bestseller und erfreuen sich nicht nur in Großbritannien großer Beliebtheit. Auch bei uns hat die SPIEGEL-Bestsellerautorin eine riesige Fangemeinde. Sie lebt mit ihrer Familie in Bristol, England.

Von Gilly Macmillan bereits erschienen

Die Nanny · Die Vertraute · Ein langes Wochenende · Die Witwe

GILLY MACMILLAN

DIE BIBLIOTHEK

THRILLER

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel *The Burning Library* bei Baskerville, an imprint of John Murray, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © Gilly Macmillan 2025

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Kerstin Kubitz

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

StH · Herstellung: AnG

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-1007-7

www.blanvalet.de

Für Rose, Max und Louis

Prolog

Loch Moidart, Äußere Hebriden, Schottland

Das Gewitter zog ab, und über dem Wasser erschien ein doppelter Regenbogen. Eleanor Bruton stellte mit einem mulmigen Gefühl fest, dass das Kajak und das Zelt verschwunden waren.

Seit zwei Tagen und zwei Nächten hatte sie ein Auge darauf gehabt: auf das rote Zweierkajak, das auf dem Strand vor den Ruinen der alten Burg gelegen hatte, auf die beiden Frauen und die kleine blaue Nylonkuppel, unter der sie schliefen.

Die Frauen sahen jung, fit und erfahren aus. Sie trugen Shorts und Fleecejacken, hatten die Haare zum Pferdeschwanz gebunden und ihre Neoprenanzüge zum Trocknen ordentlich über dem Kajak ausgelegt. Tagsüber gingen sie wandern oder erforschten die Burg.

Bis zu dem Gewitter war das Wetter recht gut gewesen, weshalb die Frauen, wenn sie morgens oder am frühen Abend auf ihrem kleinen Campingkocher gekocht hatten, manchmal direkt am Wasser gestanden und über den See zu Eleanors Haus geschaut hatten. Jedes Mal hatte Eleanor daraufhin den Feldstecher gesenkt und war mit klopfendem Herzen vom Fenster zurückgetreten.

Dabei verhielten sich die beiden eigentlich nicht ungewöhnlich. Die meisten Camper, die es an den abgelegenen Strand unterhalb der Burg verschlug, starrten über das Wasser auf das Cottage und spekulierten wahrscheinlich, wer in dem kleinen Steinbau wohnte, knapp oberhalb des Sees, inmitten von Eichen

und Heidekraut und moosigem Dickicht, aber diese beiden hatten etwas an sich, bei dem sich Eleanor die Nackenhärchen aufstellten.

Jetzt waren sie spurlos verschwunden, abgesehen von den leichten Vertiefungen im Sand, die das Kajak und das Zelt hinterlassen hatten und die der Wind bald verwehen würde.

Die Dämmerung hatte schon eingesetzt, doch noch hielt sich ein Rest Tageslicht. Ein letztes Mal suchte sie mit dem Feldstecher erst die Küste und dann die weite, an manchen Stellen spiegelglatte, an anderen gekräuselte Wasseroberfläche ab. Loch Moidart war den Gezeiten unterworfen, am einen Ende öffnete er sich zum Meer hin. Unter der Oberfläche gab es starke Strömungen.

Sie entdeckte nirgendwo einen Hinweis auf das rote Kajak oder die beiden Frauen, nur einen Seeadler, der sich mit tropfenden Klauen einen Fisch aus dem Wasser schnappte. Sie verfolgte seinen Flug, bis er nicht mehr zu sehen war, senkte dann den Feldstecher und fragte sich, ob sie wirklich Grund hatte, nervös zu werden. Wenn sie sich unnötig verrückt machte, konnte sie damit die Arbeit eines ganzen Abends ruinieren. Diesen Fehler hatte sie schon zu oft begangen und damit wertvolle Zeit vergeudet.

Sie fragte sich streng, ob sie tatsächlich etwas Beunruhigendes beobachtet hatte oder ob ihre Nervosität nur ein Produkt ihrer Einbildung war, die in letzter Zeit immer aufsässiger wurde. Wenn sie ehrlich war, war das schwer zu entscheiden, und so beschloss sie, dass sie lang genug spekuliert hatte. Sie musste sich zusammenreißen. Die Arbeit wartete.

Sie legte den Feldstecher beiseite und kehrte an den Küchentisch zurück. Vor ihr lag sorgfältig ausgebreitet eine jahrhundertalte, an einer Seite abgerissene Stickarbeit.

Ringsherum herrschte Chaos: in Form von ausgedruckten

Seiten, handschriftlichen Notizen, aufgestapelten illustrierten Fachbüchern, Bänden über Lyrik, Symbolismus, Heraldik sowie mehreren fremdsprachigen Wörterbüchern.

Die Notizen würden nicht mehr lange hier liegen. Jeden Abend verbrannte sie ihr Tagwerk. Mehrere Seiten lagen schon im Kamin. Zuzuschauen, wie ihre Handschrift in Flammen aufging, hatte sich zu einem geliebten Ritual entwickelt. Welche Misserfolge oder Durchbrüche sie an einem Tag auch erlebt hatte, es war jedes Mal ein hypnotisierender und beruhigender Anblick, wenn sich die Seiten in den Flammen an den Rändern einrollten und, schon zu Asche verbrannt, noch kurz die Form behielten, bevor sie zerfielen.

Die Notizen zu vernichten, war unabdingbar. Sie durfte keinerlei Spuren hinterlassen. Was sie bisher Nützliches entdeckt und aufgezeichnet hatte, war ausschließlich für ihre Augen und die Augen ihrer Schwestern bestimmt, weshalb sie es sorgsam verschlüsselt und versteckt hatte.

Sie betastete die Brosche an ihrer Bluse: ein goldenes, emailliertes Speichenrad mit kleinen Zacken, als Erinnerung an die große Sache, für die sie alles geopfert hatte.

Irgendwo in einem dieser Bücher oder in ihrem enzyklopädischen Gedächtnis lag der Schlüssel zur Lösung des Rätsels, das dieses Stickereifragment darstellte. Sie spürte es in den Knochen, dass sie nur noch eine Haaresbreite davon entfernt war, ihn zu finden. Es wäre auf eine stille Art und Weise revolutionär.

Sie schaltete eine Leuchtlupe ein und betrachtete die Stickerei durch die Linse. Die einzelnen Fäden waren klar zu erkennen. Gewöhnlich verlor sie sich nicht in Fantasien, trotzdem fühlte sie eine starke Verbindung zu der Person, die das hier angefertigt hatte. Mit Sicherheit war es eine Frau gewesen. Für Eleanor war weibliche Solidarität etwas Wunderbares; die eigenen Wurzeln erstreckten sich nicht nur seitwärts und verbanden einen mit den

Frauen der eigenen Zeit, sondern reichten auch in die Tiefe und schufen eine Anknüpfung an die Vergangenheit. Frauen mussten einander unterstützen. Es war schlimm, dass so erbittert über das Wie gestritten wurde.

Sie war derart vertieft in die Stickerei, die ihr so viel bedeutete, dass sie die beiden nicht kommen hörte.

Die Hüttentür gab beim ersten Tritt nach. Noch ehe Eleanor aufstehen konnte, schlug ihr eine der Frauen einen Stein auf den Hinterkopf. Eleanor stürzte zu Boden, Blut sickerte aus der Wunde, und ihr Bewusstsein begann zu schwinden.

Das Letzte, was sie hörte, waren die geflüsterten Worte: »Finger weg von Sachen, die dir nicht gehören.«

An: Elly Gibbs

Von: Adam White

Betreff: Anya Brown Presseerklärung nächste Schritte

Datum: 15. Februar 2024

Hallo Elly,

angehängt findest du die finale, soeben von Anya und ihrer Doktormutter Alice Trevelyan (Professorin für Manuskriptstudien) freigegebene Version. Das gäbe eine richtig starke Story mit Reichweitenpotenzial. Wir würden sie gern groß aufziehen und dafür mit dir das visuelle Konzept, das Marketing und mögliche Tie-ins besprechen. Ich denke, wir starten mit einem breiten Media Pitch und koppeln das mit einer Kampagne auf den Socials. Hast du Zeit für ein Zoom oder einen Anruf?

Grüße

Adam

Adam White

Pressebüro, Oxford University

Pressemitteilung

Paläografin aus Oxford entschlüsselt vergessene Sprache

Dr. Anya Brown, 26, hat im Rahmen ihrer Doktorarbeit an der Oxford University ein uraltes Rätsel gelöst und die Fachwelt in Erstaunen versetzt, indem sie erfolgreich ein als *Folio 9* bekanntes kryptisches Manuskript entschlüsselt hat.

Dr. Browns Doktormutter, Professor Alice Trevelyan vom Hartland College, meinte dazu: »Anya hat Außergewöhnliches vollbracht. Es ist eine faszinierende Entdeckung, die wir einer außergewöhnlich talentierten jungen Wissenschaftlerin verdanken.«

Folio 9 wurde vor zwei Jahren in der Bibliothek des Hartland College entdeckt und online veröffentlicht. Seither haben viele angesehene Kryptografen, Linguisten und Paläografen versucht, das Manuskript zu entschlüsseln. Ohne Erfolg. Bis jetzt.

Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an Adam White, Pressebüro der Universität.

1

Anya

Die Pressemitteilung machte mich nervös. Im Nachhinein, nachdem so viel passiert ist, ist dieses Eingeständnis fast komisch, aber so war es. Ich fühlte mich am wohlsten, wenn ich im Hintergrund bleiben konnte. Die einsamen Studienjahre in Bibliotheken und Archiven waren der perfekte Nährboden für meine introvertierten Neigungen gewesen, sie konnten gedeihen und erblühen.

Außerdem war da noch die Sache, für die ich mich schämte.

Als ich mich Sid anvertraute, antwortete er mir, ich litte am Hochstapler-Syndrom, ich solle doch stolz auf das sein, was ich geleistet hatte. Ende der Geschichte. Ich liebte ihn für seine knappe, liebevolle Reaktion. Ich liebte ihn dafür, wie gelassen er blieb. Ich liebte alles an ihm.

Mum hatte mehr zu sagen. Bei dem Videocall aus dem Krankenhaus, in das sie nach einer besonders harten Chemo eingeliefert worden war, sah sie zwar abgezehrt aus, aber das konnte sie nicht bremsen. »Das würdest du nicht von dir denken, wenn dein Vater dich nicht abgelehnt hätte. Er ist schuld, wenn du deinen Erfolg nicht genießen kannst. Lass ihn nicht gewinnen. Du hast etwas Unglaubliches geleistet.« Aus ihren glänzenden Augen tropften runde Tränen voller Stolz und voller Rachegefühle gegenüber dem Mann, der uns beide verlassen hatte, gleich nachdem sie mit mir schwanger geworden war.

Mums Pflegekraft Viv nahm ihr sanft das Handy ab und versicherte mir, meine Mutter hätte dafür gesorgt, dass ausnahmslos jede Seele im Krankenhaus von meiner Leistung erfahren

hätte. »Wir sind beide so wahnsinnig stolz auf dich«, sagte sie.

Professor Trevelyan reagierte enthusiastisch und pragmatisch. Und zukunftsorientiert. »Die Presseerklärung ist unglaublich. Sie haben das verdient, und Sie sollten überglücklich sein. Ich kenne reihenweise Akademiker, die alles tun würden für so viel Aufmerksamkeit.«

Ihr Lob bedeutete mir viel, denn immerhin war sie meine Doktormutter und machte mich immer noch nervös, obwohl ich inzwischen seit drei Jahren für sie arbeitete. Sie hatte etwas von einem Falken mit ihrem Laserblick und den messerscharfen Krallen, die allerdings in elegante Seide und Kaschmir gepackt waren. Ich war hin und weg von ihr als Kollegin. Wie jedes lebendige Wesen in ihrer Nähe.

Ich wusste, wie glücklich ich mich schätzen konnte, so viel Unterstützung zu bekommen. Meine Selbstzweifel blieben zwar, dennoch heuchelte ich so gut wie möglich Freude über die Artikel und Interviews, die der Pressemitteilung folgten. Meist fiel mir das nicht allzu schwer, weil sich alles auf *Folio 9* konzentrierte und persönliche Fragen sich in Grenzen hielten, doch eine Ausnahme gab es: »Seit ihre Übersetzung des *Folio 9* Schlagzeilen macht, lebt Anya Brown den Traum aller weiblichen Nerds. Tragen die Emanzen von früher heute Doc Martens?« Daran war praktisch alles verkehrt. Angefangen damit, dass es *Dr. Anya Brown* heißen musste. Manche Dinge möchte selbst ein introvertierter Mensch wie ich nicht unwidersprochen hinnehmen.

»Natürlich hat das ein Mann geschrieben«, sagte Mum.

Eine Weile später schickte sie mir eines der Rätsel, die sie sich so gern ausdenkt:

*Erst bleib ich verschlossen, dann lass ich es knallen,
Ich bin milde und spritzig zugleich,*

*Ich brodle im Stillen und kann doch prickeln,
Ich bleibe stets cool und erröte doch leicht.
Was bin ich?
Wer bin ich?*

Wie üblich brauchte ich ein paar Minuten, um das Rätsel zu knacken. Ich kann gut Bilder abspeichern, aber Mum arbeitete hauptsächlich mit Wortspielen und hatte einen regen Geist; ihre Rätsel waren immer ebenso verzwickelt wie persönlich. Das »Was bin ich?« war ein Glas »pinke Brause«, unsere Bezeichnung für einen Prosecco Rosé, unser Standardgetränk für alle Feiern bei uns zu Hause. Mom lagerte immer eine Flasche ganz hinten im Kühlschrank, die sie feierlich präsentierte, wenn es einen Grund zum Anstoßen gab. Wir hatten nie Geld für echten Champagner, aber Prosecco schmeckte uns genauso gut. Für das »Wer bin ich« brauchte ich etwas länger – wer erkennt sich schon sofort in den Augen eines anderen wieder, selbst in den Augen eines geliebten Menschen? –, aber dann begriff ich, dass ich gemeint war, und spürte dabei ihre tiefe Liebe. Sei du selbst, sagte sie mir, und sei stolz auf dich.

Professor Trevelyan mochte es gar nicht, wenn sie sich wiederholen musste, aber ich konnte nicht anders. Ich ging noch mal zu ihr und erklärte: »Mir kommt das irgendwie unehrlich vor, denn immerhin hätte ich das ohne mein eidetisches Gedächtnis nie geschafft.« So ein Gedächtnis zu haben, fühlte sich wie Betrug an, schließlich behielt ich alles in Erinnerung, was ich je gesehen hatte, und zwar in sämtlichen Einzelheiten. Es war, als hätte ich mir durch meine Gabe einen unfairen Vorteil verschafft und mir die Spuren auf unehrliche Weise verdient.

Sie zog eine Braue hoch und erwiderte: »Durch Zufall oder Glück oder gleich welchen Grund ...«

Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass sie

Chaucer zitierte und dass ich meinen Erfolg nicht kleinreden sollte. Dann ermahnte sie mich: »Sie haben das nicht nur dank Ihres außergewöhnlichen Gedächtnisses geschafft. Es war äußerst hilfreich, das wird niemand bestreiten, aber ohne Ihre Hartnäckigkeit und Ihr Talent als Forscherin hätten Sie diese Arbeit nie bewältigt. Wären Sie nicht so unermüdlich gewesen, hätten Sie niemals die Verbindungen herstellen können, dank derer Sie *Folio 9* übersetzen konnten. Ihr außergewöhnliches Gedächtnis mindert Ihre Leistung kein bisschen. Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Konzentrieren Sie sich auf die Zukunft. Man wird sich um Sie reißen.«

Sie sollte recht behalten. Ich wurde überschüttet mit blendenden Jobangeboten. Meist kamen sie von Fakultäten, an denen ich immer gern gearbeitet hätte, an einigen der besten Universitäten und Institute weltweit. Allerdings gab es auch zwei unerwartete Ausreißer.

Der erste erreichte mich über Trevelyan persönlich. Sie lud mich zu einem Gespräch in ihre Wohnung ein. Als ich dort ankam, saß bereits ein Mann im Halbschatten neben dem Bleiglasfenster mit Blick auf den College-Garten und das Buntglasfenster der uralten Kapelle. Es war ein nasskalter Tag. Die Knospen der Magnolie waren schon angeschwollen. Eine Krähe pickte im Gras herum und zupfte einen zappelnden Wurm heraus.

Trevelyan stellte mir den Mann vor und servierte dann Shortbread und Jasmintee, den sie in ihrem besten Teeservice reichte. Dampf stieg aus der Tülle der Teekanne auf und setzte sich als Niederschlag auf ihren Manschetten ab. Mir fiel auf, dass sie eine Seidenbluse trug, die ich bisher nur bei Galadainers an ihr gesehen hatte.

Der Mann war groß und blass, hatte eine lange, schmale Nase und trug eine rahmenlose Brille. Sein Anzug war maßgeschneidert, und er hatte die langen Beine elegant übereinandergeschla-

gen. Er trug handgefertigte Lederschuhe. Seit ich nach Oxford gekommen war, hatte ich einen Blick für solche Details entwickelt: Dinge, die Wohlstand und Macht verrieten.

Er fragte mich, ob ich jemals in Betracht gezogen hatte, für das Verteidigungsministerium zu arbeiten, und ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich begriff, dass er vom MI5 kam und mich einlud, Spionin zu werden. Während ich noch an meiner Antwort feilte, schlugen die sonoren Glocken der Kapelle, und ich begriff, dass Trevelyan wirklich große Stücke auf mich halten musste, sonst hätte sie dieses Treffen nicht zugelassen.

Ich lehnte dankend ab, weil ich mir nicht vorstellen konnte, mein Leben lang niemandem erzählen zu dürfen, womit ich mein Geld verdiente. Meine Mutter und Sid bedeuteten mir alles. Wie sollte ich das normale Leben führen, nach dem ich mich sehnte, wenn ich rund um die Uhr auf der Hut sein und immer mit einem offenen Auge schlafen musste?

Was sich im Nachhinein natürlich als Ironie erwies.

Das zweite unerwartete Angebot kam aus Schottland.

An: Anya Brown

Von: Diana Cornish

Betreff: Freie Position im Institut für Manuskriptstudien,
St Andrews

Datum: 20. März 2024

Sehr geehrte Dr. Brown,

bitte verzeihen Sie, dass ich Sie unaufgefordert kontaktiere. Ich würde das nicht tun, wenn ich Ihnen nicht etwas vorzuschlagen hätte, das meiner Überzeugung nach interessant für Sie sein könnte.

Ich habe Ihre Arbeit über *Folio 9* gelesen, und sie hat mich

mehr als beeindruckt. Meinen Glückwunsch zu dieser herausragenden Leistung. In unserem Institut in St Andrews ist zurzeit eine Stelle frei, und wir haben das klare Gefühl, dass Sie die perfekte Kandidatin wären. Wir sind keine gewöhnliche Universitätsfakultät; wir halten uns zugute, weit mehr zu sein.

Ich nehme an, dass Sie wahrscheinlich schon viele Einladungen (und vermutlich gut bezahlte Angebote) bekommen haben, aber ich würde mich sehr freuen, wenn Sie Zeit für ein Gespräch mit mir erübrigen könnten, und bin mir sicher, dass Sie es nicht bereuen würden.

Mit der Hoffnung auf positive Rückmeldung verbleibe ich mit den besten Wünschen

Professor Diana Cornish
Institut für Manuskriptstudien
St Andrews

Die Mail aus St Andrews erreichte mich im richtigen Moment.

Ich hatte kurz zuvor ein vielversprechendes Gespräch mit der Yale University geführt, bei dem man andeutete, man werde mir ein Angebot machen; das war mein absoluter Traum. In der Beinecke Library in Yale fand sich eine unglaubliche Sammlung alter Texte, darunter das Voynich-Manuskript, der berühmteste unübersetzbare Text der Welt und wahrscheinlich der mysteriöseste dazu. Doch die Sache hatte einen Haken. Selbst wenn man mir eine Stelle anbieten würde, war mir tief im Herzen klar, dass ich sie unmöglich annehmen konnte, denn wie könnte ich zulassen, dass sich ein ganzer Ozean zwischen mich und Mum schob? Mit ihrer Gesundheit ging es stetig bergab, was niemand ignorieren konnte, so sehr sie sich das auch wünschte. Natürlich wollte sie unbedingt, dass ich die Stelle antrat, die am an-

gesehensten war und mir die meisten Möglichkeiten eröffnete. *Folge deinen Träumen, Anya. Schränke dich nicht für andere Menschen ein. Lass dir deine Entscheidungen nicht von diesem verfluchten Krebs diktieren. Und mach deine Entscheidungen niemals von einem Mann abhängig!* Ich hörte ihre Worte, aber ich konnte die Wirklichkeit nicht ausblenden. Falls ich nach Yale ging, würde ich mir vor jedem Flug Sorgen machen, ob ich Mum wiedersehen würde.

Und dann war da noch die Kleinigkeit, dass ich Sid liebte.

Ich hatte in Betracht gezogen, in Oxford zu bleiben, aber dort war ich inzwischen seit sieben Jahren, und Professor Trevelyan war wie ich der Meinung, dass es Zeit für eine Veränderung war. Cambridge hatte mich kontaktiert, aber das kam nicht infrage; in diese Stadt würde ich keinen Fuß setzen. Es gab noch mehr exzellente Universitäten im Vereinigten Königreich, doch unter dem langen Schatten des Angebots aus Yale konnte ich mich nur mit Mühe dafür begeistern. Die Mail aus St Andrews allerdings las ich mit Spannung.

Ich schickte sie zur Prüfung an Professor Trevelyan weiter. Ich hatte noch nie von diesem Institut für Manuskriptstudien gehört, und eigentlich sollte mir das eine Warnung sein.

Sie antwortete praktisch sofort: »Ich glaube, Sie haben wenig zu verlieren, aber eine Menge zu gewinnen, wenn Sie sich mit Professor Cornish treffen. Das Institut für Manuskriptstudien ist klein, aber äußerst angesehen. Es könnte genau das Richtige in Ihrer Situation sein. Selbst wenn Sie das Angebot nicht interessiert, könnte der Kontakt mit Professor Cornish sehr nützlich sein.«

Ich gab viel auf Trevelyans Urteil. Sie hatte mich während meiner Promotionsphase unglaublich unterstützt, in letzter Zeit sogar noch mehr, weil ich Mum ungern mit meinen Problemen belasten wollte. Trevelyan hatte mir in dieser Zeit den Rücken

gestärkt. Ich antwortete Professor Cornish, dass ich mich gern mit ihr in London treffen würde.

Trevelyan erzählte mir mehr über das Institut. Es war klein und erst vor fünf Jahren gegründet worden. Es war nur wenigen Wissenschaftlern bekannt, aber unter diesen hoch angesehen; und es war finanziell außergewöhnlich gut ausgestattet.

Ich forschte selbst ein wenig nach. Die Website des Instituts verriet so gut wie nichts, doch wenigstens konnte ich mir ein paar Porträtfotos und Kurzbiografien ansehen. Ich war noch keiner der Wissenschaftlerinnen begegnet und hatte auch noch keine davon bei einer Konferenz gehört, aber ich kannte immerhin eine exzellente Publikation, die jemand aus dem Institut verfasst hatte: Karen Lynch. Außerdem war niemand aus dem Institut auf den einschlägigen Websites zu finden, auf denen Studierende ihre Professoren beurteilen, was ich merkwürdig fand, doch Trevelyan zuckte nur mit den Schultern. »Die Studenten schreiben nur was, wenn sie sich beschweren wollen. Vielleicht haben sie keinen Grund.«

Vielleicht, dachte ich. Ich verließ mich nur zu gern auf Trevellyans Urteil, eine Entscheidung, die mir im Nachhinein peinlich naiv erscheint.

Professor Cornish und ich vereinbarten ein Treffen in der folgenden Woche in den Räumen des *Wimpole Magazine*, an der Ecke einer kopfsteingepflasterten Fußgängerzone in Bloomsbury voller Häuser aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert. Die vielen eleganten Erkerschaufenster auf Straßenebene waren gut erhalten, und die alten Straßenlaternen verliehen der Szene den leicht unwirklichen Anschein eines Filmsets.

Die Zeitschriftenredaktion belegte sämtliche fünf Stockwerke eines Eckhauses. Eine Messingplakette neben der Tür war der einzige diskrete Hinweis. Ich war gespannt, wie es drinnen aus-

sehen mochte, denn das Magazin erschien seit über hundert Jahren und war hoch angesehen, hauptsächlich in exzentrischen akademischen Zirkeln. Es kursierte das Bonmot, die Zeitschrift hätte mehr Fußnoten als Abonnenten.

Um exakt elf Uhr läutete ich. Im Inneren erwarteten mich zwei kleine, unaufgeräumte Büros und dazwischen ein gleichzeitig vornehm und abgenutzt aussehender, schmaler Flur mit einer steilen Treppe. Wie angewiesen, ging ich in den ersten Stock hinauf. Gerade als ich oben ankam, trat Professor Cornish auf den Treppenabsatz, als hätte sie gelauscht.

»Frau Dr. Brown?«

»Genau. Anya Brown.«

Ihr Lächeln war warm, ihr Händedruck fest. Sie strahlte Selbstsicherheit aus, war schlank und brünett und hatte glatte hellbraune Haut und einen wachen Blick. Ich schätzte sie auf Ende dreißig. Das lange Haar hing in weichen, glänzenden Locken über ihre Schultern, und ihr schickes Outfit war bis auf das bunte Seidentuch an ihrem Hals komplett schwarz.

»Diana Cornish«, stellte sie sich vor. »Willkommen.«

Sie führte mich in ein Eckzimmer mit Fenstern in Richtung Süden und Westen. Über mehrere Regalfächer reihten sich die Lederrücken der Zeitschriften-Sammelbände, die insgesamt mehr als hundert Jahre umfassten. Wir setzten uns in zwei hohe Lehnstühle vor einem eleganten Kamin, dessen Marmoreinfassung mit einem wilden Fries voller bacchanalischer Szenen verziert war. Er passte so gar nicht zu der steifen Einrichtung.

Sie fixierte mich mit ihrem strahlenden Blick. »Ich kann mir vorstellen, dass St Andrews auf dem Papier nicht wie die erste Wahl für Ihren nächsten beruflichen Schritt erscheint, aber ich hoffe sehr, dass ich Sie vom Gegenteil überzeugen kann.« Ihr leises Lächeln deutete an, dass sie etwas wusste, das mich umstimmen könnte. »Wir stellen nur sehr selten jemanden ein,

weil wir es uns leisten können, auf die richtigen Kandidaten zu warten, Frau Dr. Brown, und genau das sind Sie in unseren Augen.«

Ich errötete beschämt und murmelte: »Vielen Dank.«

»Unser Institut unterscheidet sich von anderen insofern, als es durch eine Privatstiftung gefördert wird, was uns wertvolle Unabhängigkeit verleiht und es uns möglich macht, bei der Rekrutierung neuer Kräfte oder Studenten extrem selektiv vorzugehen. Wir bieten herausragende Konditionen, aber nur jenen Kandidaten, die wir unbedingt haben wollen. Das schließt eine äußerst großzügige Entlohnung und eine außergewöhnliche Unterbringung ein. So etwas werden Sie nirgendwo anders finden.«

Damit hatte sie meine ganze Aufmerksamkeit. Ich war pleite, so wie praktisch jeder Doktorand, und alle anderen Universitäten boten mir zwar fantastische Jobs, allerdings zu den üblichen niedrigen Gehältern.

»Ihre Doktorarbeit ist bemerkenswert. Ein Durchbruch, wie es ihn nur einmal in einer Generation gibt. Damit passen Sie perfekt zu uns. Wir bieten Ihnen nicht nur ein großzügiges finanzielles Paket, sondern auch die Möglichkeit, sich in St Andrews weiterzuentwickeln. Ihr Lehrpensum wird sich auf ein Minimum beschränken, damit Sie sich auf Ihre Forschungsprojekte konzentrieren können. Und falls Sie etwas brauchen sollten, werden wir Sie jederzeit unterstützen, Reisekosten eingeschlossen. Wir zahlen so viel, dass Sie nicht um finanzielle Mittel werben müssen und nicht unter Druck stehen, möglichst viel zu veröffentlichen. Wir stellen Qualität über Quantität.«

»Darf ich fragen, wer Sie finanziert?«

»Unsere Spender möchten anonym bleiben.« Sie lächelte warm. »Haben Sie irgendwelche Fragen?«

»Wie sieht die Unterbringung aus?«

»Es handelt sich um ein hübsches Reihenhaus mit zwei Schlaf-

zimmern, wie geschaffen für jemanden allein oder für ein Paar. Haben Sie einen Partner oder eine Partnerin?»

»Mein Freund macht gerade seinen Doktor in Informatik in Oxford.«

»Wenn Sie möchten, können wir nachfragen, ob es an der Universität auch für ihn Möglichkeiten gibt.«

»Ich spreche mit ihm«, sagte ich. »Das hört sich wirklich fantastisch an.«

»Geben Sie mir Bescheid.« Sie lächelte. »Das Haus steht direkt am Meer. Wenn Sie im Bett liegen, können Sie die Brandung hören. St Andrews ist ein magischer Ort.« Sie sah aus, als spräche sie über etwas, das sie wirklich liebte. Es wirkte. »Eines sollte ich noch erwähnen: Unser Stifter hat uns wissen lassen, dass Ihnen eine außergewöhnliche Manuskriptsammlung zugänglich gemacht wird, falls wir Sie, aber *nur Sie*, an Bord holen können. Die Manuskripte befinden sich seit Jahrhunderten in Privatbesitz und würden Ihnen zu Forschungszwecken zur Verfügung stehen, *falls* und *nur falls* Sie unser Angebot annehmen.«

»Habe ich schon mal von dieser Sammlung gehört?»

Sie schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich. Wie wär's, wenn Sie uns besuchen kommen und sich selbst ein Bild machen?»

Der Köder war unwiderstehlich.

»Liebend gern.«

Diana

Professor Diana Cornish beobachtete vom Fenster aus, wie Anya von der Redaktion des *Wimpole Magazine* in Richtung Bloomsbury Square ging. Sie hielt ihr Handy in der Hand; sie achtete kaum darauf, wohin sie ging.

Das Interview war gut gelaufen. Das Funkeln in Anya Browns Augen, vor allem, als sie von der Manuskriptsammlung gehört hatte, ließ nur einen Schluss zu. Diana hoffte sehr, dass sie genug aufgeboten hatte, um Anya nach St Andrews zu locken.

Tatsächlich hatten sie für dieses Gespräch so viel Vorarbeit geleistet, dass ein Fehlschlag keine Option war.

Sie griff nach ihrem Handy. Dann schickte sie über eine Verschlüsselungs-App eine Nachricht an Professor Alice Trevelyan in Oxford.

Lief gut, glaube ich. Gib Bescheid,
wenn du von ihr hörst.

Habe ich gerade. Sie ist begeistert.
Gut gemacht!

Diana stieß einen leisen, erleichterten Seufzer aus. Sie vertraute auf ihre Fähigkeiten, aber man konnte nie wissen.

Sie sah auf, denn die Herausgeberin der Zeitschrift war ins Zimmer getreten und stellte sich zu Diana ans Fenster. Gemeinsam beobachteten sie, wie Anya Brown das Ende der Fußgängerzone erreichte und wartete, bevor sie die Straße überquerte.

»Wie ist es gelaufen?«

»Alice und ich sind zuversichtlich.«

»Alice hat schon von ihr gehört?«

Diana nickte. »Ja, und zwar sehr positiv.«

»Ein gutes Zeichen.«

Die Herausgeberin hieß Charlotte Craven. Sie hatte ihr silbernes Haar zum Bob schneiden lassen und in weiche Wellen geföhnt. Sie trug einen eng anliegenden hellrosa Kaschmirpullover, dazu diskreten, aber teuren Schmuck und eine schick geschnittene Hose. Niemand wusste genau, wie alt sie war, aber

sie verfügte über sehr einflussreiche Kontakte, die teilweise in die Siebziger zurückreichten.

Charlotte hatte Zugang zu den Mächtigen und zu den Hinterzimmern überall in der Stadt. Sie kannte praktisch die gesamte Kunst- und Antiquitätenwelt. Wenn sie sich mit Leuten traf, dann oft in Häusern, die kaum jemandem zugänglich waren. Falls sie eine Ausstellung besuchte, dann für gewöhnlich auf persönliche Einladung und außerhalb der Öffnungszeiten. In der Öffentlichkeit ließ sie sich ausschließlich zu den exklusivsten Anlässen sehen.

Kaum jemand wusste, dass sie auch ein führendes Mitglied einer Vereinigung von Frauen war, die sich *Fellowship of the Larks* nannte. Nachdem diese Gefolgschaft der Lerchen es für sicherer hielt, keinen offiziellen Sitz zu haben, erlaubte Charlotte gelegentlich, dass wichtige Treffen in den Räumen ihrer Zeitschrift abgehalten wurden. So wie das Gespräch mit Anya Brown.

»Sie kommt also nach St Andrews?«, fragte Charlotte.

»Ich glaube schon.«

»Irgendwelche Bedenken?«

»Wir müssen ihr versichern, dass sie sich jederzeit freinehmen kann, falls sich der Gesundheitszustand ihrer Mutter verschlechtert.«

»Natürlich.«

»Und wie besprochen habe ich sie mit einem Angebot für ihren Freund geködert. Anya lässt sich nicht in die Karten schauen, aber ich habe den Eindruck, dass er ihr sehr wichtig ist, und Alice ist meiner Meinung.«

»Das können wir natürlich ausnutzen, aber können wir ihm im Fall des Falles wirklich einen Job anbieten?«

»Ganz bestimmt«, sagte Diana. »Der Dekan der Fakultät für Informatik in St Andrews hat kürzlich ein paar unkluge Ent-

scheidungen gefällt, als er auf einer Konferenz war. Er möchte bestimmt nicht, dass seine Familie das Video zu sehen bekommt, deshalb wird ihm garantiert etwas einfallen.«

»Könnte uns der Freund gefährlich werden? Angesichts seines Fachgebiets?«

»Jeder könnte uns gefährlich werden, und wir werden beide genau im Auge behalten müssen, damit es nicht dazu kommt. Anders betrachtet wäre aber auch vorstellbar, dass wir uns, je nach Lage der Dinge, seine Fähigkeiten zunutze machen könnten.«

»Auch wahr. Dein Optimismus gefällt mir. Hoffen wir, dass er nicht verfehlt ist. Wir sollten Anya so bald wie möglich nach St Andrews holen, um den Deal perfekt zu machen.«

Diana nickte.

Charlotte setzte sich hinter den Schreibtisch. »Ich habe Neuigkeiten.«

»Und welche?«

Charlotte lächelte. »Eleanor Bruton ist tot.«

Diana spürte, wie in ihr die unterschiedlichsten Gefühle aufwallten: Erleichterung und Schadenfreude darüber, dass die Kats so töricht gewesen waren und Eleanor so leicht zu finden gewesen war, und Bedauern, dass sie keine Gelegenheit bekommen hatte, Eleanor vor ihrem Tod zu erklären, was für eine talentlose, trübselige kleine Tellerwäscherin sie war.

»Das sind allerdings gute Neuigkeiten«, sagte sie.

»Ich dachte mir schon, dass dir das gefällt.«

»Und seit wann?«

»Letzter Woche.«

»Wo hatte sie sich versteckt?«

»Auf einer Privatinsel auf den Äußeren Hebriden.«

»Hatte sie die Stickerei bei sich?«

»Ja. Willst du sie sehen?«

»Aber ganz sicher!«

Charlotte zog einen flachen Karton aus der Schreibtischschublade und reichte ihn Diana. Darin lag weich gebettet ein zerschlissenes, besticktes Stück Stoff, dessen oberer Rand diagonal weggerissen war. Auf dem Rest waren drei komplette Medaillons mit dem Profil verschiedener Frauen zu sehen, eines in der Mitte und je eines unten links und unten rechts. Oben rechts war ein Teil eines Medaillons erhalten, auf dem noch ein Frauenhals zu sehen war; der Kopf war weggerissen. Die Medaillons waren mit dicht gesticktem und äußerst detailliert gearbeitetem Laubwerk eingefasst. In das Laub war versteckt unter jedem Medaillon ein Buchstabe eingestickt. Eine Initiale, die etwas mit der dargestellten Frau zu tun hatte? Außerdem sah sie den Umriss eines Schilds. Ein Wappen? Das könnte ein Schlüssel sein. Sie betrachtete es genau, aber es war unmöglich zu erkennen, was auf dem Wappen oder drumherum abgebildet war, obwohl sie ein Flügelpaar zu erkennen meinte. Direkt unter dem Riss war etwas zu sehen, das der untere Rand eines zweiten Schilds sein könnte, obwohl der größte Teil ausgefranst war.

Diana piffte leise durch die Zähne. So lange hatten sie nach diesem Stück Stoff gesucht.

Dass die Stickerei so zerschlissen war, überraschte sie nicht, erschreckte sie aber. Es rief ihr wieder vor Augen, wie verletzlich die Objekte waren, die sie suchten. Wenn dieses Fragment allzu abgenutzt war, würden die Larks vielleicht nie mehr jenen Schatz aufspüren, nach dem sie schon so lange suchten: ein extrem wertvolles Buch, bekannt als *Buch der Wunder*.

»Es ist nicht gut erhalten«, sagte sie.

»Ich weiß«, antwortete Charlotte. »Aber es könnte schlimmer sein.«

Diana hörte, wie hoffnungsvoll und gleichzeitig entschlossen Charlotte klang. Die Stickerei war mit ziemlicher Sicherheit

eines von zwei Objekten, die der Schlüssel zu diesem Buch waren. Mit Anya Browns Hilfe hofften sie, bald auch das zweite aufzutreiben. Falls es die Reise durch die Jahrhunderte überlebt hatte.

»Wissen wir, ob Eleanor Bruton irgendwas herausgefunden hat?«, fragte Diana.

»Davon gehen wir nicht aus. Unsere Mädchen haben das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Sie haben Bücher gefunden, aber weiter nichts. Außerdem sah es so aus, als hätte sich Eleanor aufgegeben. Das Haus war eine einzige Müllhalde. Verdorbenes Essen, schmutzige Bettwäsche auf dem Sofa unten.«

Diana schnaubte. »Ich dachte, sie war eine so vorbildliche Hausfrau?«

»Die Mädchen meinten, es wäre so schlimm gewesen, dass sie sich gefragt hätten, ob sie vielleicht den Verstand verloren hatte. Außerdem fanden sie Aschehaufen im Ofen, also hat sie eventuell ihre Notizen verbrannt.«

»Vielleicht hatte sie Angst, dass wir sie finden könnten. Hoffentlich. Ich hoffe, sie hatte Todesangst.«

»Ich auch. Aber das heißt, dass wir nicht wissen, was sie über die Stickerei herausgefunden hat und ob sie es jemandem erzählt hat.«

»Vielleicht hat sie so viele Jahre die *Tradwife* gespielt, dass ihr Gehirn verkümmert ist.«

»Wir wissen beide, dass das Wunschdenken ist.«

»Stimmt. Hoffentlich können wir auf mehr Expertise zurückgreifen als sie. Wenn sie vor einer Woche gestorben ist, müssen ihre Leute inzwischen Bescheid wissen. Gab es schon Vergeltungsmaßnahmen?«

Charlotte schüttelte den Kopf. »Nein. Aber die kommen noch. Die Kats werden etwas unternehmen, wir wissen nur nicht, was und wann.«

»Bestimmt nicht so bald, denn vorher müssen sie noch die Unterwäsche ihrer Männer und Daddys bügeln oder ihnen das Abendessen kochen. Wieso begreifen sie nicht, dass es alle Frauen demütigt, wenn sie so bereitwillig ihre Unabhängigkeit aufgeben? Sie sind nichts als scheinheilige Heuchlerinnen, und es wird mir das allergrößte Vergnügen bereiten, ihre Organisation kollabieren zu lassen.«

»Mir auch«, bestätigte Charlotte. »Aber vergiss nicht, dass sie vor uns auf die Stickerei gestoßen sind. Wir dürfen sie nicht unterschätzen.«

»Vertrau mir, das tue ich nicht«, versicherte ihr Diana. »Aber ich treibe ihnen die Selbstgefälligkeit aus, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

Clio

Im Herzen des Londoner Westends, einen Steinwurf vom Nordufer der Themse entfernt, hatte sich eine Gruppe von Detectives im Keller von Gordon's Wine Bar versammelt. Es war eine ungleiche Truppe. Die knorrige alte Garde mit den vom Leben gezeichneten Gesichtern hatte sich, teils schon mit schwerer Schlagseite, um die Käsebretter versammelt wie eine Schar hungriger Krähen. Daneben gab es eine Gruppe von Jüngeren, Schlankeren, Fitteren, die fast platzten vor Tatendrang. Einige davon kannten Detective Sergeant Lillian Shapiro nur entfernt, aber sie waren klug genug, zur Feier anlässlich ihrer Verabschiedung zu kommen und ein paar Hände zu schütteln. Alle hofften, irgendwann aufzusteigen.

Für die vier verbleibenden Mitglieder des Bereichs Kunst- und Antiquitätenkriminalität bei Scotland Yard war es ein persönlicher Abschied; alle würden Lillian vermissen, und am meis-

ten vermisste sie Detective Constable Clio Spicer. Sie stand still am Rand und nippte an ihrem Mineralwasser. Lilian war ihre Mentorin gewesen, seit Clio vor zwei Jahren zum Bereich Kunst und Antiquitäten gestoßen war. Jetzt würde niemand mehr die schützende Hand über Clio halten; sie fühlte sich, als hätte sie eine Hautschicht verloren.

Der Keller der Weinbar ähnelte einer Katakombe, die über viele Jahrhunderte hinweg Stück für Stück erweitert worden war, er war ein Labyrinth kleiner Räume, Kammern und Gewölbe und stellenweise so niedrig, dass ein erwachsener Mann kaum aufrecht darin stehen konnte. Falls in den Ecken Spinnweben hingen, waren sie in der samtigen Dunkelheit nicht zu sehen. Das Flackern der Kerzen ließ den Raum stellenweise lebendig wirken, Gesichtszüge scharf hervortreten und erhellte die schartigen Kellerwände mit den eingerahmten, vergilbten Zeitungsartikeln und den alten Theaterplakaten, die rund um die Bar aufgehängt waren. Dunkelbraune Holzhocker standen um aufgestellte Fässer, die als Tische dienten. Direkt an der zugigen Tür schief in einem Sessel ein weißhaariger Mann in Anzug und Weste und einem teuren Mantel, den Gehstock wie einen Bischofsstab zwischen den Fingern.

Falls die Gespenster aus Londons Vergangenheit auf der Suche nach heimeligen Stätten durch die Stadt zogen, trafen sie sich garantiert manchmal hier unten, dachte Clio. Und falls ja, tauschten sie ihre Informationen garantiert im Flüsterton aus, so, wie es die Menschen immer schon getan hatten und immer tun würden, in jenem Flüsterton, auf den die Ohren jedes Detectives geeicht sind und der ein Grund dafür war, warum sie ihren Job so liebte.

Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, nippte sie ab und zu an ihrem Glas, nüchtern und aufmerksam wie eine Richterin, während ihre Kollegen und Kolleginnen immer betrunken

wurden. Als sie damals zum Bereich gestoßen war, hatte Lillian ihr den Tipp gegeben, bei solchen Anlässen entweder wie ein Kerl zu trinken und dafür zu sorgen, dass sie mithalten konnte, oder aber nüchtern zu bleiben. Clio hatte sich für Letzteres entschieden.

Sie spürte, dass der Abend kurz vor dem Kippen stand. Die meisten ihrer Kollegen waren inzwischen so betrunken, dass sich die Zungen lösten und die Hemmungen verflogen, um in den Kerzenflammen aufzugehen oder auf dem klebrigen Boden zertrampelt zu werden. Bald würden ein, zwei Männer – alle wussten, welche – ihre Hände auf Wanderschaft schicken, und es gab nur wenige weibliche Ziele. Es war Zeit zu gehen.

Clio schob sich auf der Suche nach Lillian durchs Gedränge, um sich zu verabschieden, aber Lillian war nirgendwo zu sehen. Clio nahm Kurs auf die Damentoilette, wo sich Lillian gerade die Hände wusch. Ihre Blicke trafen sich im Spiegel. Clio hatte schon den Mund geöffnet, aber Lillians ernste Miene ließ sie zögern.

»Haust du ab?«, fragte Lillian. Ihre Augen waren stahlgrau wie die Themse.

Clio nickte.

»Ich komme mit.«

»Aber es ist deine Feier.«

»Die brauchen mich nicht mehr. Es hat mich sowieso schon Überwindung gekostet, so lange zu bleiben, außerdem muss ich etwas mit dir bereden.«

Draußen drängten sich die Fußgänger auf der Villiers Street, aber die Luft war frischer und gerade so kalt, dass es belebend wirkte. Die Neonlichter hellten das schmale Stück Nachthimmel zwischen den Gebäuden von Schwarz zu künstlichem Grau auf. Die Schaufenster und Straßenlaternen brachten die nassen Pflastersteine zum Glänzen und ließen lange Schatten zwischen

den eiligen Schritten der heimkehrenden Pendler und denen der eintrudelnden Nachtschwärmer entstehen, die sich blind aneinander vorbeischieben.

»Begleite mich ein Stück«, sagte Lillian. Es klang eher nach einem Befehl als nach einer Bitte, dabei hatte sie keine Weisungsbefugnis mehr über Clio, und zwar seit genau siebzehn Uhr an diesem Abend. Clio schuldete ihr zu viel, als dass ihr der Tonfall etwas ausgemacht hätte.

Am Ende der Straße, neben den Eisenbahnbögen, leuchtete der Eingang zur U-Bahn-Station Embankment. Darüber und dahinter erhoben sich die blau und rosa angestrahlten weißen Streben der Hungerford Bridge. Clio und Lillian durchquerten die Station und nahmen die Treppe zur Brücke. Züge mit hell erleuchteten Fenstern jagten rumpelnd und mit quietschenden Bremsen vorbei. Am anderen Ufer drehte sich langsam und kirschrot beleuchtet das London Eye. Der Fluss strömte dunkel unter der Brücke hindurch und zeigte der Stadt ihr kräuselndes Spiegelbild. Als sie sich der Mitte der Brücke näherten, zerrte eine scharfe Bö an ihren Haaren, an den Enden von Clios Schal, am Gürtel und an den Aufschlägen von Lillians Mantel. Es war ein angenehmes Gefühl nach der stickigen Bar. Clio konnte sich nicht vorstellen, dass sie London je satt bekommen würde.

Lillian hielt auf halbem Weg an, und sie und Clio blieben am Geländer stehen, den Blick nach Osten in Richtung City, dicht nebeneinander, aber ohne sich zu berühren. Clio hatte einen Kloß im Hals, und sie fühlte sich irgendwie leer. Sie würde Lillian schmerzhaft vermissen.

»Ich überlege schon eine ganze Weile, ob ich dir etwas erzählen soll«, setzte Lillian an. »Es geht um eine rätselhafte Sache, in der ich – inoffiziell – seit Jahren ermittle.«

Clio sah sie überrascht an, denn sonst verhielt sich Lillian immer absolut vorschriftsgemäß, tatsächlich legte sie größten Wert

darauf; aber Lillian erwiderte ihren Blick nicht; sie schaute auf den Fluss, als würde sie dort etwas sehen, im Wind, im Wasser oder verschleiert von den strahlenden Lichtern. »Ehrlich gesagt bin ich fast besessen von dieser Sache. Und wenn ich *wirklich* ehrlich bin, bin ich seit Jahrzehnten davon besessen; ich dachte, ich wäre inzwischen entspannter und könnte loslassen, doch dann ist vor Kurzem etwas passiert, das mir klargemacht hat, dass ich das unmöglich kann.«

Clio wusste nicht, wie sie reagieren sollte, also tat sie das, was Lillian ihr damals beigebracht hatte: Sie hielt den Mund und wartete ab, bis ihr Gegenüber das Schweigen füllte. Ihr Herz schlug schneller.

»Erinnerst du dich an den berühmten Diebstahl aus dem British Museum 1968?«, fragte Lillian.

Clio konnte sich unmöglich an jeden einzelnen der siebenhunderttausend Einträge im nationalen Register über gestohlene oder verloren gemeldete Kunstwerke und Antiquitäten erinnern, aber Lillian wusste, dass sie ein gutes Gedächtnis für ungewöhnliche Fälle hatte, und tatsächlich dauerte es nicht lange, bis Clio klar war, wovon Lillian sprach.

»War das nicht dieser Überfall? Bei dem ein Lastwagen voller Kunstwerke, die dem British Museum gespendet worden waren, bei der Anlieferung auf dem Russell Square gestoppt wurde?«

»Weißt du noch, was damals gestohlen wurde?«

Clio legte die Stirn in Falten. »Eine Sammlung von Edelsteinen? Und noch was, etwas ziemlich Eigentümliches? War das nicht ein Stück Stoff?«

»Ganz genau. Es handelte sich um das Fragment einer sehr alten Stickerei, das seit über hundert Jahren in Familienbesitz gewesen war. Ehe es zum Museum abtransportiert wurde, wurde es kurz von einem Kurator begutachtet, der es für das Teilstück eines alten Bucheinbands hielt, wahrscheinlich die Vor-

derseite. Seit dem Mittelalter finden sich immer wieder Beispiele für Bücher und Manuskripte, deren Einband mit Stoff überzogen war. Die wenigsten dieser Einbände sind noch erhalten, weil Textilien so empfindlich sind, darum bekommen wir kaum welche zu sehen. Der Kurator hat damals nur ein paar Stichpunkte festgehalten, weil er eigentlich auf Edelsteine spezialisiert war, aber er beschrieb das Stoffstück als besonders komplex und schön. Es zeigte fünf Frauenporträts, umgeben von dekorativem Laub, einigen geometrischen Verzierungen und heraldischen Motiven, die er aber nicht identifizieren konnte. Er schätzte, dass es aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammte.«

Clio erinnerte sich an noch mehr Einzelheiten. »Wurde die Stickerei nicht bei dem Überfall beschädigt?«

»Ein Stück wurde abgerissen. Der Lastwagenfahrer wurde von den Räubern k. o. geschlagen, aber er kam wieder zu sich, als einer das Stoffstück gerade aus der Transportkiste heben wollte, und stürzte sich auf ihn. Der Fahrer bekam den Stoff zu fassen, doch der war natürlich brüchig und zerriss in zwei Teile. Der Räuber entkam mit dem größeren Teil und verschwand spurlos. Der Fahrer behielt nur ein knappes Drittel in der Hand, das jetzt im Mittelalter-Saal im British Museum ausgestellt ist. Es ist als ›Everly-Einband‹ bekannt, weil es von der Everly-Familie gestiftet wurde, aber leider ist darauf nicht viel zu sehen. Um Lord Everlys Tochter zu zitieren: ›Dieses Arschloch hat den interessanten Teil erwischt.«

Clio schaute erst in den Fluss und dann auf die glitzernden Lichter der Londoner City, wo viele ihrer Ermittlungen begannen oder endeten. Der Bereich Kunst und Antiquitäten konzentrierte sich hauptsächlich auf Betrugsfälle. Sie spürten Geldströmen und gestohlenen Kunstwerken rund um die Welt nach, stießen dabei auf unvorstellbare Reichtümer, die mächtigen und gefährlichen Menschen mit dunklem Hintergrund gehörten, und

deckten, wenn sie Glück hatten und hartnäckig blieben, Schicht um Schicht komplexe Betrugsfälle auf. Und immer stand dabei viel auf dem Spiel.

Verglichen damit schien ein besticktes Stück Stoff ein kleiner Fisch zu sein.

»Warum interessierst du dich so dafür?«

»Weil ich vor Kurzem erfahren habe, dass eine Frau namens Eleanor Bruton gestorben ist.«

2

Anya

Nach dem Vorstellungsgespräch rief ich von Paddington Station aus Mum an, während ich auf meinen Zug wartete. Ich hatte an diesem Tag noch nicht mit ihr gesprochen und machte mir Sorgen. Sie lag im Krankenhaus, und es ging ihr schlecht. Die Menschen drängten sich auf dem Bahnsteig, während es am anderen Ende klingelte. Auf den Tafeln änderten sich rieselnd die Anzeigen.

Schließlich ging Viv ans Telefon. Nach der ersten Chemotherapie hatten Mum und ich begriffen, dass sie unmöglich allein zurechtkommen würde. Ich bot ihr an, mein Studium zu unterbrechen und sie zu pflegen, aber davon wollte Mum nichts hören. Sie meinte, sie würde irgendwo Geld auftreiben, mit dem sie eine Pflegerin bezahlen konnte. *Ich werde nicht zulassen, dass dieser Scheißkrebs nicht nur meine, sondern auch deine Zukunft ruiniert.* Mum hatte ein loses Mundwerk, aber ein warmes Herz und Mut für drei. Sie stellte Viv ein, die ein Vermögen kostete, aber jeden Penny wert war.

Viv blickte abgespannt aus dem Display. »Es geht deiner Mum heute nicht besonders«, sagte sie, und mir wurde schwer ums Herz. Ich hörte Mum sagen: »Sag nicht so was«, ehe sie Viv das Handy abnahm.

»Es geht mir gut«, widersprach sie. Hatte sie Probleme, das Handy zu halten, oder drehte sie es absichtlich zur Seite, damit ich sie nicht sehen konnte? Manchmal machte sie das, wenn sie schlecht aussah und ich es nicht mitbekommen sollte. Der Bild-

schirm zeigte ein Stück Zimmerdecke und dann den Vorhang rund um ihr Bett. Es wackelte wieder, dann erschien ihre Stirn auf dem Bildschirm. »Wie geht es *dir* denn?«, fragte sie.

»Ich kann dich nicht sehen, Mum. Kannst du das Handy ruhig halten?«

Das Bild wackelte wieder. Schließlich erschien ihr Gesicht auf dem Display. Sie sah schrecklich aus, und wie üblich bekam ich Panik und wollte sie unbedingt sofort besuchen, auch wenn ihr das absolut nicht recht gewesen wäre.

»Ich hatte heute ein geniales Bewerbungsgespräch«, erzählte ich ihr.

»Mit wem diesmal?«

»St Andrews.«

Ihre Augen wurden schmal. »Was ist mit Amerika?«

»Ich will nur alle Optionen prüfen, bevor ich mich entscheide. St Andrews ist auf mich zugekommen.«

Sie sagte etwas. Ich verstand nur ein paar einzelne Worte – »Yale« und »du musst« und »mach bloß nicht« –, dann bekam sie einen Hustenanfall und ließ das Handy fallen.

»Ist alles in Ordnung?«, rief ich.

Vivs Gesicht erschien auf dem Bildschirm. »Entschuldige«, sagte sie. »Es geht ihr einigermmaßen, aber es war ein harter Abend. Sie bekommt Morphin und gleitet immer wieder weg oder halluziniert. Vorhin dachte sie, sie würde eine Maus in der Zimmerecke sehen. Da war nichts, aber sie war felsenfest davon überzeugt.«

Das war der Tauschhandel, den wir an Mums schlechten Tagen eingehen mussten: Schmerzen gegen geistige Klarheit.

»Vielleicht rufst du besser morgen an«, schlug Viv vor.

Ich legte auf. Bevor Mum die Diagnose bekam, hätte ich nie gedacht, dass eine Krankheit so unglaublich traurig und belastend sein kann. Die täglichen Qualen während der Behandlun-